

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden zu Anfang des XX. Jahrhunderts

Bittmann, Karl

Karlsruhe, 1907

3. Die Granatschleiferei in Harmersbach und Waldkirch

[urn:nbn:de:bsz:31-318720](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-318720)

3.

Die Granatschleiferei in Harmersbach
und Waldkirch.

Die Kunst des Granatbohrens und -schleifens und den Aufschwung dieses Gewerbes hat Böhmen der Stadt Freiburg i. B. zu verdanken, wo vom 15. Jahrhundert ab keine anderen Erzeugnisse eine so weite Verbreitung hatten und einen so berechtigten Ruf genossen als die Arbeiten der Bohrer und Balierer in Granaten, Achat und Krystall. Im Jahre 1590 wurde die Granatschleiferei durch den Franzosen Claudius de la Croix in Nürnberg eingeführt; die Granaten in Rosettenform bildeten damals auch Gegenstand des berühmten Nürnberger Handels und verschwanden mit ihm wieder. Im Jahre 1601 richtete Kaiser Rudolf II. an den Rat der Reichsstadt Freiburg die Bitte, ihm nach Prag zwei Meister und sechs junge Balierer und Bohrer zu senden. Dieser Aufforderung konnte man umso weniger widerstreben, als die Freiburger Bruderschaft der Bohrer und Balierer das Privileg genoß, daß böhmische Granaten nirgends sonst hin als nach Freiburg verführt werden durften. Doch scheint jener erste Versuch mit einer böhmischen Granatindustrie noch keine weiteren Erfolge gehabt zu haben.

Im Jahre 1752 berief der damalige Besitzer der Herrschaft Světa, Graf Philipp Kolovrat-Krakovsky, die Freiburger Granatbohrer Josef Fuks, Mathias und Philipp Gentz nach Světa. Diese Arbeiter hielten anfangs die Fabrikation geheim, später wurden sie veranlaßt, Lehrlinge zu halten. Sebastian Fuks errichtete das erste selbständige Schleifwerk.

Mit dem Aufschwung der böhmischen Fabrikation ums Jahr 1778 trat ein Rückgang des Gewerbes in Freiburg und in dem benachbarten Waldkirch ein, das schon im sechszehnten Jahrhundert mit Freiburg in Wettbewerb getreten war. Schon 1794 war das Gewerbe völlig zerrüttet, die letzten Bohrer und Balierer verschwanden nach und nach. Waldkirch rettete einige Reste in das neunzehnte Jahrhundert hinüber, doch schloß auch dort die Granatschleiferei völlig ein.

Dagegen fand in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts — ein genauerer Zeitpunkt konnte nicht bestimmt werden —

eine Neueinwanderung statt. Die Kunst des Schleifens und Bohrens von Granaten wurde durch einen unternehmenden Mann von Böhmen her ins Harmersbachtal gebracht, nahm dort einen schönen Aufschwung, begann ums Jahr 1880 abzufauen und erlosch ums Jahr 1892 beinahe gänzlich.

Mittelpunkte der heutigen böhmischen Granatschleiferei sind das Städtchen Světla und seine Umgebung, Rovensko im Bezirk Turnau, sowie die Stadt und der Bezirk Semil, wo hauptsächlich rohe Granaten aus der Leitmeritzer Gegend, die an Feuer und Härte alle anderen Pyropen übertreffen, verarbeitet werden. Andere Fundorte sind die Gegenden bei Trebnitz und Kuttenberg; die ebenfalls zur Verarbeitung gelangenden Tyroler Granaten wurden hauptsächlich im Zillertal gewonnen, die größten Granaten, „Almandine“ genannt, stammen aus Indien.

Die Verarbeitung findet in Werkstätten und in der Hausindustrie statt. Letztere ist vorwiegend. Das Schleifen wird auf gewöhnlichen Schleifstühlen vorgenommen. Auf senkrechter Axe sitzt eine Scheibe. Durch eine auf der gleichen Welle sitzende Schnurrolle wird die mit Hand oder Fuß auf eine Vorgelegswelle ausgeübte Kraft auf die Scheibe übertragen, die für das Schleifen aus Blei, für das Polieren aus Zinn besteht. Als Schleifmaterial wird Schmirgel, als Poliermittel Tripel verwendet. Neuerdings sind auch Carborundumscheiben in Anwendung gebracht worden. Die zu schleifenden Rohsteine werden zuerst mit einer Zange soviel als möglich auf die gewünschte Form gebracht, dann auf ein hölzernes Stäbchen, den Kittstock, mit Schellack festgeklebt und aus freier Hand vor- und fertiggeschliffen. Zur Erleichterung der Arbeit bestehen kleine Vorrichtungen, die den Kittstock in einer bestimmten Lage gegen die Scheibe halten und ein Drehen des Objektes zur Erzielung der gewünschten Facetten ermöglichen.

In der böhmischen Granatindustrie ist ein kleiner Teil der Heimarbeiter das ganze Jahr über, der größte Teil etwa vom Dezember bis April beschäftigt. Menzel und Santrucek schätzten gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts die in den Bezirken Turnau und Semil arbeitenden Granatenheimarbeiter auf 500 während des ganzen Jahres und 2000, bei gutem Geschäftsgang 3000, in der Saison beschäftigte Personen.

Die wirtschaftliche Lage der Granatschleifer wird immer ungünstiger. Die tägliche Arbeitszeit ist wegen des geringen Ver-

dienstes übermäßig ausgedehnt. Seit 1890, dem Jahre des Niederganges im Prager Granatwarengeschäft, gingen die Löhne derart zurück, daß die Schleifer kaum den allerbescheidensten Lebensunterhalt verdienen. Menzel und Santrucek teilen Beispiele mit, wonach Arbeiter einen Nettolohn von 25 Kreuzer täglich und 2,3 Kreuzer in der Stunde verdienen. Sie schätzen den durchschnittlichen Tagesverdienst eines Schleifers auf keinesfalls höher als 30 Kreuzer und nehmen an, daß für die Mehrzahl der Heimarbeiter Feldarbeit die Hauptbeschäftigung sei, was wohl auch den Hauptgrund für deren verhältnismäßig guten Gesundheitszustand bilde. Bleierkrankungen schwererer Natur kommen nicht häufig vor, trotzdem die Schleifer es mit der Reinlichkeit nicht so genau nehmen. Die Heimarbeiter verkehren direkt mit den Unternehmern, empfangen von ihnen die Rohwaren und liefern die geschliffenen Granaten ab. Werkzeug und Schleifmittel stellen die Heimarbeiter selbst.

Im Gegensatz zu Böhmen, das neben Schnurgranaten auch undurchbohrte Steine für Ringe, Armbänder, Broschen usw. in Silber- und Goldfassung schleift, wurden im Harmersbachtal stets nur Schnurgranaten hergestellt.

Im Jahre 1880 befanden sich in Deutschland noch vier granatenverarbeitende Unternehmungen, alle in Baden, eine in Wolfach-Haslach und zwei in Zell am Harmersbach, sowie eine in Waldkirch. Letztere stellte Schnurgranaten nicht her.

Im Jahre 1890 bestand als einziges Schnurgranatengeschäft lediglich noch das zu Zell, begründet von Bernhard Mösch im Jahre 1835.

Das Bohren und Schleifen der Granaten erfolgte in der Hausindustrie mittelst einfacher Werkzeuge und konnte, weil diese Arbeit nur unerhebliche Kraftanstrengung beanspruchte, auch von Frauen, Schwachen und Kranken ausgeführt werden.

Während früher etwa 400 Personen sich mit Bearbeitung von Granaten beschäftigten, ging im Jahre 1881 die Zahl der Arbeiter auf etwa 200 herab. Im Jahre 1888 betrug die Zahl der Arbeiter noch 132, wovon 127 im Harmersbachtal. Im Herbst 1889 waren in der Gemeinde Oberharmersbach 117, in der Gemeinde Unterharmersbach 10, in Zell 5 Granatarbeiter tätig, in Bollenbach, Altdorf und Nordrach wurden unständig dann und wann einige Arbeiter beschäftigt.

Durch Tod und Wegzug verringerte sich gegen Ende 1889 die Zahl der Granatarbeiter zu Oberharmersbach auf 102, von denen im Winter 1888/89 nur 89 und im Sommer 1889 nur noch 11 tatsächlich gearbeitet hatten. Unter diesen Arbeitern waren 14 männliche und 88 weibliche Personen, 8 waren unter 30 Jahre alt, 43 waren 30 bis 50, 31 waren 51 bis 60, 18 waren 61 bis 70 und 2 waren über 70 Jahre alt. Aus etwa 13 Familien arbeiteten je zwei Glieder (Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Geschwister); die übrigen 76 Arbeiter standen für sich allein bei der Arbeit. Keine Kinder hatten 34 Arbeiter (4 Männer und 30 Frauen); weitere 41 Arbeiter hatten nur Kinder über 14 Jahre, dagegen hatten 27 Arbeiter für 54 Kinder in und unter dem schulpflichtigen Alter zu sorgen. 19 der 102 Arbeiter bezogen öffentliche Unterstützung, 44 Arbeiter waren gesund und arbeitsfähig, 58 waren mehr oder weniger gebrechlich und arbeitsunfähig.

Der Verdienst aus der Granatenbearbeitung war kein besonders großer. Der Schleifer erhielt 1010 bis 1070 rohe Granaten und hatte dafür 1000 geschliffene Steine gegen einen Lohn von 0,30 Mk. bis 3,40 Mk., bei besonders großen Granaten von 4,00 bis 6,00 Mk. abzuliefern. Der Bohrer erhielt 1025 bis 1100 rohe Granaten und hatte 1000 gebohrte Steine gegen einen Lohn von 1,55 Mk. bis 2,75 Mk. abzuliefern. Auf 1000 Steine hatte der Bohrer einen Aufwand von 0,10 bis 0,20 Mk. für Diamanten, der Schleifer 0,02 bis 0,05 Mk. für Schmirgel, Zinn und Blei. Der durchschnittliche Tagesverdienst für einen gewandten Bohrer betrug 1,02 bis 1,45 Mk. und für einen gewandten Schleifer 0,40 bis 0,98 Mk. Bei sehr großen Steinen konnte der Tagesverdienst eines Schleifers auch bis 1,30 Mk. steigen.

Bei der ums Jahr 1889 schon sehr verminderten Arbeitsmenge konnte von einem regelmäßigen vollen Tagesverdienst nicht mehr gesprochen werden. Während im Jahre 1884 der Zeller Fabrikant noch 21 715 Mk., im Jahre 1885 noch 19 412 Mk. Arbeitslöhne bezahlte, sank die Lohnsumme in den Jahren 1886/87 auf je 14 850 Mk., um im Jahre 1888 auf 7 820 Mk. herabzugehen.

Die Rohgranaten wurden aus Böhmen bezogen, von wo sie zollfrei in Deutschland eingingen. Der Bezug fand nach bestimmten Nummern statt, z. B. Nr. 130, 165, 200, 265, 300. Dabei wurde angenommen, daß auf ein Zolllot (17,5 Gramm) so viele Steine gingen als die Nummern bezeichneten, also z. B. bei Nr. 130 130 Steine.

Der Preis der Rohgranaten verteuerte sich im Laufe der Zeit sehr, insbesondere nachdem Fürst Lobkowitz, der Besitzer der Fundstätten, den Vertrieb in die Hände von Geschäftsleuten gegeben hatte. Als Grund der Preissteigerung bezeichnete die Handelskammer zu Lahr in ihrem Bericht für 1888 die sich ausbreitende Verwendung der Granatsteine in der Uhrenfabrikation. Während 500 gr. Rohgranaten Nr. 130 im Jahre 1875 50 Mk. gekostet hatten, betrug deren Preis im Jahre 1889 72 Mk., entsprechend einer Erhöhung um 24 vom Hundert. Bei Granaten Nr. 165 betrug die Preiserhöhung sogar 247 vom Hundert, indem der Preis von 13,50 Mk. auf 46,80 Mk. stieg und bei Nr. 200 102 vom Hundert, nämlich von 10,70 Mk. auf 21,60 Mk. Bei Nr. 265 ging der Preis von 6,90 Mk. auf 6,30 Mk. herab; die Minderung betrug 8 vom Hundert.

Die größeren Steine wurden also unverhältnismäßig verteuert, während die kleineren sogar billiger einstanden; die letzteren häuften sich in gewaltigen Vorräten an und fanden keinen Absatz, während die größeren Granaten sehr gesucht und schwer zu beschaffen waren.

Die bezogenen Rohgranaten waren selten vollgewichtig, sondern wurden meist kleiner geliefert, was bei den beträchtlichen Preisunterschieden zwischen den verschiedenen Nummern für den Fabrikanten eine große Schädigung bedeutete.

Die eingehende Ware wurde zunächst verlesen. Die flachen Steine wanderten sofort zum Bohren, die ovalen und runden wurden durch zwölf Siebe mit verschiedener Maschenweite gegeben und so nach Größe und Gewicht sortiert. Dann wurden die einzelnen Partien verwogen und an den Bohrer gegeben. Das Porto aus Böhmen, das Verlesen, Sieben und Verwiegen verursachte nach Angabe des Fabrikanten für 1000 Stück Nr. 130 0,22 Mk., Nr. 165 0,23 Mk., Nr. 200 0,26 Mk., Nr. 265 0,33 Mk., Nr. 300 0,42 Mk. Unkosten.

Die Steine wurden mittelst Diamantsplitter, welche die Firma den Arbeitern gegen Bezahlung lieferte, durchbohrt und sodann geschliffen. Bohren und Schleifen erfolgte in der Hausindustrie. Die gebohrten und geschliffenen Granaten wurden im geschlossenen Betrieb gereinigt, in eisernen Töpfen bis zur Glut erhitzt und zur Erhöhung des Feuers mit Chemikalien behandelt. Es wurden drei Handelssorten hergestellt: Glänzer mit 2 bis 4, Oliven mit 8 bis 16 und Brillanten mit 21 bis 28 Schliffen („Rutten“, Rauten).

Entsprechend der mangelhaften Sortierung der Rohgranaten wurden von jeder Nummer Glänzer, Oliven und Brillanten gewonnen.

Die fertigen Granaten, ebenfalls mit bestimmter Nummer in den Handel gebracht, wurden an rotseidenen Schnüren aufgereiht. Für Italien wurden die Schnüre mit Silberfäden beiderseits zu Zöpfen verflochten. Auf eine Schnur wurden 100 Steine gereiht, 10 Schnüre gaben eine „Masche“.

Der Absatz der Steine erfolgte in geringer Menge in Deutschland selbst, namentlich in Württemberg und in der Schweiz. Etwas erheblicher war der Verkehr in Tyrol; Hauptabsatzgebiet war Italien, wo die Schnurgranaten einen Bestandteil der bäuerlichen Tracht, insbesondere des Brautschmuckes bildeten. Etwa 90 vom Hundert der gesamten Erzeugung von Schnurgranaten ging nach Italien, bis etwa vom Jahre 1878 dieser Export mehr und mehr eingeschränkt wurde, was das Eingehen der Granatengeschäfte bis auf das der Firma Mösch herbeiführte. Der Absatz dieser Firma, die ein großes Konsignationslager in Mailand unterhielt, betrug in Italien im Jahre 1877 47 810 frcs., 1880 37 000 frcs. und im Jahre 1888 nur noch 8 500 frcs.

Die Ursache dieses Rückgangs war in den Zollverhältnissen und in dem Wechsel der Mode zu suchen. Während verarbeitete Granaten vorher zollfrei in Italien gingen, wurden sie von 1879 ab mit einem Zollsatz von 9 Lire — vorübergehend sogar mit einem solchen von 140 Lire — für das Kilogramm Nettogewicht belegt. Von mindestens ebenso hoher Bedeutung war aber auch der Umstand, daß die Mode sich mehr den Edelsteinen und deren Nachahmungen zuwandte, weshalb die Einfuhr von Halbedelsteinen, zu denen die Granaten zu rechnen sind, nachließ. In den Provinzen Bergamo und Brescia wurden die Granatschnüre, die noch um das Jahr 1880 neben den Korallen einen sehr beliebten Schmuck bildeten, durch wohlfeilen Goldschmuck verdrängt, dessen Anfertigung seit Aufhebung des italienischen Goldstempels, der die Goldschmiede zu achtzehnkrätigem Gold verpflichtete, eine außerordentliche Ausdehnung gewann. Abgesehen von den einheimischen italienischen Fabriken verhalf namentlich die Pforzheimer Bijouterieindustrie diesem Geschmackswechsel zum Siege.

Wie der stark zurückgegangene Korallenhandel bei richtigem Betrieb noch mit Gewinn geführt werden konnte, so hätte vielleicht auch dem Granatenhandel durch Ausdauer und fleißiges Aufsuchen

der Kundschaft das beinahe verlorene Feld wieder abgewonnen werden können, doch hatten die italienischen Vertreter, die für den Vertrieb der neuen Modeartikel höhere Provisionen erhielten, hierzu Mut und Lust verloren, und so mußte der Zeller Granatengroßhandel aufgegeben werden.

Ein dem Harmersbachtal abgestatteter Besuch konnte lediglich den Zweck haben, bei den „ältesten Leuten“ einige Erkundungen über die erloschene Industrie einzuziehen. Überraschenderweise teilte der bejahrte Gemeinderechner in Oberharmersbach mit, daß sich noch drei alte Frauen mit Granatschleifen befassten. Von dem Gemeinderechner, besagten Frauen und einem ehrwürdigen Bienenvater, den wir auf unserem Weg durch den lang hingestreckten Ort am Fenster begrüßten, wurden uns wertvolle Auskünfte zu teil. Namentlich konnte genauer Einblick in die Technik gewonnen werden. Es schien die höchste Zeit zu sein, eigene Anschauung von dieser einst so ausgedehnten und wirtschaftlich so wichtigen Hausindustrie zu gewinnen, denn nach wenigen Jahren werden die letzten Rudimente verschwunden sein, von denen heute schon selbst der Bürgermeister keine Kenntnis mehr hatte.

In den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde in Oberharmersbach beinahe in jedem Hause geschliffen, häufig von zwei, drei und mehr Personen, namentlich auch von Kindern, die schon mit sieben, acht Jahren anfangen, ihren Müttern beim Schleifen zu helfen.

Vor dreißig Jahren zählte die Gemeinde 2100 Einwohner, im Jahre 1900 betrug die Einwohnerzahl nur noch 1853. Diese beträchtliche Abnahme wird hauptsächlich dem Eingehen der Granatschleiferei zugeschrieben. Ein Teil der Einwohner ging nach Zell, um dort in den Fabriken Arbeit zu finden, andere wanderten nach Amerika aus.

Der Auftraggeber der Granatarbeiter war der Kaufmann Bernhard Mösch und der spätere Firmeninhaber Bürgermeister Fischer in Zell. Den Verkehr vermittelten einige in Oberharmersbach wohnende Unterhändler, welche die rohen Granaten brachten, die geschliffenen abholten und außerdem den Arbeitern die nötigen Materialien (Schmirgel, Tripel und Diamantsplitter) lieferten.

Die Granaten wurden zuerst von den „Bohrern“ gebohrt und sodann von den „Schleifern“ geschliffen. Das Schleifen war eine leichte Arbeit, die auch von Kindern, schwächlichen Personen und

Krüppeln vorgenommen wurde. Das Bohren dagegen besorgten Männer, es erforderte eine nur durch längere Übung zu erwerbende Kunstfertigkeit.

Das Bohren wurde an einem Tische, dem „Bohrtisch“, ausgeführt. Der rohe Granatstein wurde nach einiger Zurichtung durch Zwicken zunächst in eine mit Hornbacken versehene Holz- zange eingeklemmt, über deren Hebel man einen Spannring schob; mit einer Stellschraube wurde die gespannte Zange auf dem Tisch befestigt. Die Bohrspindel bestand aus einem Stahlstift, der mit Holz so umkleidet war, daß die beiden Enden frei blieben. Am Bohrende wurde der Stahlstift aufgeschlitzt, in die entstandene kleine Gabel ein Diamantsplitter eingesetzt und durch Umnieten der Stahlenden befestigt. Der Diamant wurde auf den Granatstein aufgesetzt und das obere Ende des Bohrers in das Hartholzlager eines Hebels eingeführt. Zum Bohren wurde die sogenannte „Fiedel“ benutzt. Die Schnur des Fiedelbogens wurde um den Bohrer geschlungen, sodann der Hebel unter den linken Arm genommen und durch Aufdrücken nach Bedarf belastet, während durch rasches Hin- und Herführen des Fiedelbogens der Bohrer in eine drehende Bewegung versetzt wurde.

Die Hauptschwierigkeit bestand im Befestigen und Schärfen des Diamantsplitters. Zum Schärfen wurde ein schon fertig montierter Bohrer in jede Hand genommen und die beiden Splitter aneinander gerieben, bis die abgenützten Kanten wieder scharf waren. Bei der Winzigkeit der Splitter waren zum Schärfen gute Augen und eine sichere Hand nötig. In sehr sorgsamer Weise mußte der auf den Hebelarm auszuübende Druck geregelt werden, da jede Anwendung zu großer Kraft den Granatstein zersprengte.

In der ersten Zeit der Oberharmersbacher Schleiferei wurden einige Schleiftische mit Wasserkraft betrieben, allgemein jedoch war der Fußantrieb verbreitet. An einem solchen Schleiftisch konnten zwei Personen zugleich arbeiten, indem sie einander gegenüber saßen.

Die auf eine vierkantige Spindel gekeilten Scheiben hatten einen Durchmesser von 90 mm und eine Stärke von 30 mm. Die Schleifscheiben wurden entweder aus reinem Blei oder aus 3 k Blei und 0,5 k Bankazinn hergestellt. Für die Polierscheiben wurde eine Legierung von 2,5 k Blei und 1 k Zinn hergestellt. Unter Benützung einer gußeisernen Form, „Modell“ genannt, gossen die Granatarbeiter die Scheiben selbst. Ein in der Form befestigtes

Vierkanteisen gab der Scheibe die nötige Aussparung zum Aufstecken auf die rotierende Spindel.

Bei täglicher Arbeit war eine Schleifscheibe in drei bis fünf Wochen abgenützt. Zum Abdrehen der rohen Scheiben und zur Instandsetzung der durch den Gebrauch schlecht gewordenen Schleifflächen wurden halbrunde Meisel verwendet.

Zum Schleifen und Polieren wurden die gebohrten Granaten auf zugespitzte Holzstäbchen oder Eisennadeln gesteckt und auf der oberen Fläche des in Umdrehung versetzten Schleifsteines hin- und hergeführt. Als Schleifmaterial wurde Schmirgel, zum Polieren wurde Tripel verwendet. Das Schleifen ungebohrter Granaten mit Zuhilfenahme des Kittstockes wurde im Harmersbachtal nie ausgeübt.

Die auf Schnüre gereihten Granaten werden im Harmersbachtal und in dessen Umgebung von Frauen und Mädchen als Halsschmuck getragen. Die Granatschnüre, in mehrfacher Reihe um den Hals geschlungen, sind durch ein Schloß befestigt. Sie werden „Halsnester“ genannt. Der Preis für ein Halsnest ist in den letzten Jahren sehr in die Höhe gegangen. Wo man früher für eine schöne mehrreihige Kette zehn bis zwölf Mark bezahlte, muß man heute schon dreißig bis vierzig Mark anlegen. Die älteste der besuchten Heimarbeiterinnen, eine zweiundsiebenzigjährige recht rüstige Witwe, erzählte vertraulich, daß sie kürzlich sogar 60 Mk. für ein Halsnest erhalten habe. Diese Frau besitzt noch eine Anzahl gebohrter Granaten, die sie schleift und poliert. Die Halsnester verkauft sie im Ort und in der Umgebung an die des Schmuckes bedürftigen Bäuerinnen. Außerdem besitzt sie noch drei Säckchen voll sortierter Rohgranaten, die sie mit Stolz vorzeigte. Beim Konkurs des Zeller Granatenhändlers verblieb ihr der kleine Schatz als Deckung für eine Lohnforderung. Da diese Rohgranaten nicht geschliffen sind und die Kunst des Bohrens im Harmersbachtal gänzlich verloren gegangen ist, so weiß die Frau mit ihren Steinen nichts anzufangen, sie würde aber mit Schleifen wieder beginnen, sobald sich nur Jemand fände, der ihre Steine bohrt. Dazu scheint aber keine Aussicht zu sein. Der in einem kleinen Zimmerchen stehende Schleiftisch war mit Bleiabfällen stark verunreinigt. Bleispähne und Schleifstaub bedeckten die Lade. Dies gab Veranlassung zur Frage, ob über Bleivergiftungen nichts bekannt geworden sei. Das Mütterchen glaubte, es solle ihr etwas weiß gemacht werden, und wehrte lebhaft ab: „I Gott bewahr nüt, Blei isch nüt giftig.“ Die Frau hat schon als siebenjähriges Kind mit dem Schleifen begonnen, in der Ehe schliff

und polierte sie die Granaten, die ihr Mann bohrte. Sie arbeiteten für „den dicken Mösch“ und verdienten in der Woche etwa fünf bis sechs Gulden. Jetzt steht sie allein, besitzt ein eigenes Haus, betreibt etwas Landwirtschaft und lebt in ganz guten Verhältnissen.

Die andere Heimarbeiterin ist ledig und 58 Jahre alt. Sie schleift für die Witwe eines Zeller Granatenhändlers und erhält für das Schleifen und Polieren von hundert Granaten 0,35 Mk. Da sie kränklich ist, so schleift sie nicht regelmäßig und immer nur wenige Stunden im Tag. Sie zahlt für die kleine Stube, in der sie wohnt, arbeitet und schläft, sowie für einen Anteil an der Küche jährlich 28 Mk. Ihr Jahresverdienst mag etwa 80 Mk. betragen.

Die dritte Heimarbeiterin endlich, die ebenfalls von Jugend auf mit Schleifen beschäftigt war, ist eine fünfundsechzigjährige Witwe, die in der Familie ihres Bruders lebt, eines Handwebers. Auch sie arbeitet für die Händlerin in Zell und erhält für das Schleifen und Polieren von hundert Granaten, wozu sie drei Stunden braucht, 0,35 Mk. Die Händlerin hält ihre Bezugsquelle geheim; die gebohrten und schon roh angeschliffenen Granaten scheint sie aus Böhmen zu beziehen.

Wenn man die von den österreichischen Gewerbeinspektoren geschilderte ungünstige wirtschaftliche Lage der böhmischen Granatschleifer in Betracht zieht, so wird man das Erlöschen der Granatenverarbeitung im Harmersbachtal nicht bedauern dürfen. Dagegen würde es sicherlich ohne Bedenken sein und kaum Schwierigkeiten begegnen, zur Deckung des örtlichen Schmuckbedarfes die alte Industrie, etwa auf genossenschaftlichem Wege, in geringem Umfang wieder erstehen zu lassen. Dabei würden, da die Verwendung von Bleischeiben den Forderungen der neuzeitlichen Hygiene nicht entspricht, Karborundumscheiben anzuwenden sein.

In dem gewerbefleißigen Städtchen Waldkirch im Elztal betreiben heute noch zwei fabrikmäßige Unternehmungen die Schleiferei von Edelsteinen und Halbedelsteinen mit Wasserkraft und verarbeiten gelegentlich auch Granaten. Wie in Freiburg an der Dreisam, so standen in Waldkirch die Elz hinauf früher zahlreiche Schleifmühlen, kleine einstöckige Fachwerkgebäude, in welchen das Schleifen der Granaten vollzogen wurde.

Die Technik des Schleifens war hierbei eine andere als die in Harmersbach ausgeübte. Die gebohrten Rohgranaten wurden auf

großen Schleifsteinen aus festen feinkörnigen Sandsteinen geschliffen und gelangten dann erst zum Polieren auf Blei- und Zinnscheiben. Die Schleifmühlen waren eingerichtet wie die „Schleifen“, die heute noch in großer Anzahl bei Idar-Oberstein im Fürstentum Birkenfeld als Motorwerkstätten von Hausgewerbetreibenden und vereinzelt in Waldkirch und Pforzheim als fabrikmäßige Betriebe zu finden sind. In diesen Schleifen läuft eine Anzahl Schleifsteine von etwa 160 cm Durchmesser und 40 cm Breite auf horizontalen Wellen, die etwa in der Ebene des Fußbodens gelagert sind. Ein Wasserrad setzt die Schleifsteine in rasche Bewegung, die 150 bis 180 Umdrehungen in der Minute beträgt. Die Umfangsgeschwindigkeit wird für das Schleifen von Granaten wohl eine geringere gewesen sein, damit die leicht entstehenden Brandflecken vermieden wurden. Aus dem Bach ist ein Gerinne abgezweigt, das den Schleifstein berieselt; saugend und wassersprühend drehen sich die zentnerschweren Steine. Die Schleifer liegen mit Brust und Bauch auf einem zylindrisch ausgehöhlten Bock, der sich nach Erfordernis vor und zurück rücken läßt, und drücken in dieser Lage das Arbeitsstück mit Hilfe eines Stäbchens gegen den Schleifstein, wobei sie in rhythmischer Bewegung, die den ganzen Körper in Anspruch nimmt, sich mit den Füßen gegen Querleisten stemmen, die am Fußboden aufgenagelt sind.

Es kann nur als ein Segen für die Bevölkerung bezeichnet werden, daß mit der Granatschleiferei diese uralte mörderische Betriebsweise aus der Hausindustrie Badens verschwunden ist. Im Fürstentum Birkenfeld habe ich in Gemeinschaft mit dem verdienten Oldenburgischen Gewerbeaufsichtsbeamten Tenne mit nur schrittweisem Erfolg einen jahrelangen Kampf gegen das Schleifen im Liegen gekämpft, das Siechtum und Tod in die Familien trägt. Die Ausnahmen, so z. B. ein siebenundfünfzigjähriger Schleifer in Waldkirch, der seit 40 Jahren ohne spezifischen Nachteil für seine Gesundheit im Liegen schleift, vermögen die Regel nur zu bestätigen.

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren noch neun Schleifen mit je vier Steinen in Waldkirch im Betrieb. Während es im Fürstentum Birkenfeld üblich war und ist, daß an einem Stein immer zwei Schleifer zugleich und nebeneinander arbeiten, indem jeder die Hälfte der Schleiffläche für sich in Anspruch nimmt, arbeitete in Baden stets nur ein Schleifer an jedem

Stein. Die Zahl der Waldkircher Schleifer mag daher vor fünfzig Jahren noch etwa 36 betragen haben. Es gelang nicht, einen der damaligen Schleifer aufzutreiben. Dagegen lebt noch ein uralter Bohrer, den wir bei der Abendsuppe trafen. Viel konnte er nicht erzählen. Für das Bohren von 1000 Granaten wurden 1 Gulden 12 Kreuzer bezahlt; das war der Lohn, an den er sich erinnerte. Auch wurde eine Frau angetroffen, die im Alter von elf Jahren das Polieren von Granaten bei ihren Eltern anfang; sie poliert jetzt Steine in einer Fabrik.

Während man bis dahin nur gebohrte Granaten geschliffen hatte, fing man um das Jahr 1825 an, ungebohrte Granaten zu facettieren. Durch den böhmischen Wettbewerb mit den billigen Arbeitslöhnen und den Wechsel der italienischen Mode kam auch die Waldkircher Granatindustrie zum Erlöschen, doch werden heute noch von den Fabriken je nach Bedarf Granaten bearbeitet, wobei einige hausindustrielle Bohrer in Anspruch genommen werden.

Einer der Bohrer wurde besucht. Er ist 45, seine Frau 42 Jahre alt. Bei ihm leben ein vierzehnjähriger Sohn, der als Lehrling seinem Vater hilft, und eine elfjährige Tochter. Ältere Kinder sind verheiratet. Für ein siebenmonatiges Ziehkind, das einer Fabrikarbeiterin gehört, werden der Frau alle zwei Wochen 8 Mk. bezahlt. Der Mann ist aus dem Fürstentum Birkenfeld. Er hat mit 21 Jahren in Idar-Oberstein das Steinbohren gelernt und dann dort zwölf Jahre lang sein Gewerbe als Hausindustrieller betrieben, kam darauf nach Waldkirch, wo er jetzt ausschließlich für einen Auftraggeber arbeitet. Werkzeuge und Diamant stellt die Firma. Der Arbeiter ist in der Ortskrankenkasse und in der Invalidenversicherung, der Sohn ist in der Ortskrankenkasse; die Firma leistet die gesetzlichen Beiträge. Der Heimarbeiter verdient im Tag durchschnittlich 3 Mk., die Mitarbeit des Sohnes wird auf etwa 0,50 Mk. eingeschätzt. Wenn die Arbeit besonders drängt, arbeitet der Vater von früh 4 bis nachts 11 Uhr; er kann dann 5 bis 6 Mk. verdienen. Die gewöhnliche Arbeitszeit ist von 6 Uhr morgens bis abends 7 Uhr. Es kommt auch vor, daß Sonntags gearbeitet wird. Verbraucht werden täglich 3 l Milch (0,48 Mk.), 1 Laib schwarzes Brot (0,24 Mk.), 1 Laib weißes Brot (0,25 Mk.). In 14 Tagen wird ein Sester Kartoffeln (1 Mk.) gegessen. Zu Mittag gibt es täglich 0,25 k Rindfleisch (0,35 Mk.) mit Kartoffeln und Gemüse; vorher Suppe (Reis, Gerste, Grünkern). Zum Vesper nimmt der Vater ein viertel Liter Wein (0,20 Mk.) und weißes Brot, die Mutter und

die Kinder eine Flasche Bier (0,16 Mk.) und Schwarzbrot. Abends gibt es Tee und Brot. In der Woche wird 125 g Kaffee (1 k = 3,00 Mk.), 62 g Tee (1 k = 4,80 Mk.), 750 g Zucker (1 k = 0,64 Mk.), 250 g Butter und 250 g Schmalz verbraucht. Für zwei Zimmer, von denen eines als Werkstätte benützt wird, und Küche werden monatlich 14 Mk. bezahlt. Danach stellen sich die Wochen Ausgaben wie folgt:

für Ernährung:	Milch	3,36 Mk.	
	Schwarzbrot	1,68 "	
	Weißbrot	1,75 "	
	Kartoffeln	0,50 "	
	Fleisch	2,45 "	
	Wein	1,40 "	
	Bier	1,12 "	
	Kaffee	0,38 "	
	Tee	0,30 "	
	Zucker	0,48 "	
	Butter	0,60 "	
	Schmalz	0,40 "	
			14,42 Mk.
für Wohnung			3,30 "
Zusammen			17,72 Mk.
Eingenommen werden bei täglich 12 Arbeitsstunden			
in 6 Wochentagen	18,— "		
für das Ziehkind	4,— "		
			22,00 Mk.

Es bleibt mithin ein Überschuß von 4,28 "
wovon Suppeneinlagen, Gemüse, Kleidung, Wäsche, Kulturausgaben, Unvorhergesehenes usw. zu bestreiten sind. So ist denn der Mann auf Überstunden bis in die späte Nacht und auf Sonntagsarbeit angewiesen.